

Sie sind zu glücklich, um reden zu können. Der Vater daheim und das Land voll Siegeszuversicht!

Auf der großen Wiese bleibt der Vater stehen. Er faltet die Hände und in tiefem, heißem Dankesgefühl spricht er: »Herrgott, ich danke dir, daß ich [202] diesen Tag erleben durfte! Die Feinde aus dem Lande verjagt, ihre eigenen Festungen im Wanken! Kinder, es geht vorwärts! – Bis hierher hat der Herr geholfen – er wird uns auch weiter führen zum endgültigen Siege.«

Da fühlte Julchen eine lichte Zukunft heranbrechen. – So herrlich weit und schön liegt es vor ihrer jungen Seele und wie eine Verheißung klingen ihr die Worte des Kaiserliedes durchs Gemüt: »Österreich wird ewig stehn!«

Schulgeschichten

Im viktorianischen England hebt mit Thomas Hughes »Tom Brown's Schooldays« (1857) eine breite Tradition von Schulgenauer: Internatsschulromanen an; in ihr spiegelt sich der hohe Stellenwert der Public-Schools in der englischen Gesellschaft wider. In Deutschland besitzt das Internatswesen im Vergleich zur (Halb-)Tagesschule eine geringe Bedeutung, und so wechseln in den Erzählungen, die von Kindern im Schulalter handeln, in der Regel schulische und außerschulische Schauplätze einander ab. In den sogenannten »Schulkindergeschichten« nehmen Schulfragen und Schulzenen, wie man doch erwarten könnte, keineswegs den größten Raum ein: Familien-, Spiel-, Ausflugs- oder Ferienszenen sind oft sogar übergewichtiger vertreten. Signifikant sind hierfür oft schon die Titel; als Beispiel sei hier Hermann Brandstädters »Das böse Latein. Eine stille Land-, Stadt- und Schulgeschichte« von 1901 angeführt. Eine auf das Schulleben und den schulischen Raum als Schauplatz konzentrierte Erzählgattung bildet sich in Deutschland nur zögerlich heraus. Hierbei scheinen zwei thematische Schwerpunkte eine besondere Rolle zu spielen: Es sind zum einen das Erlebnis der Einschulung, zum anderen ein besonderer Schultyp, der des Gymnasiums, die die erzählerische Aufmerksamkeit stärker fesseln.

Zum Zeitpunkt der Einschulung und noch während der ersten Schulzeit tritt im Erleben der Kinder der Schulraum und -unterricht stärker in den Vordergrund. Literarisch schlägt sich dies in den Einschulungs- und Erste-Schulzeit »Schnee« hier als Beispiel ausgewählt ist. Es handelt sich bei diesen Geschichten zumeist um kurze realistische Umwelt-erzählungen für Kinder im ersten Schulalter; die kinderliterarisch aktiven Hamburger und Bremer Reformpädagogen haben dieses Genre in besonderem Maße gepflegt. Die län-

geren Kindererzählungen werden dort, wo sie die Einschulung und die ersten Schulerlebnisse ihrer kindlichen Helden gestalten, für ein oder mehrere Kapitel zu reinen Schulgeschichten. Dies gilt für Falkes »Drei gute Kameraden« ebenso wie für den 1912 erschienenen zweiten Band der Berni-Bücher (»Berni. Aus seiner ersten Schulzeit«) von Heinrich Scharrelmann, um nur zwei Beispiele zu nennen. Letztgenannter Titel wandelt sich freilich in der zweiten Hälfte zu einer Feriengeschichte. Auch Hulda Micals Kinderroman (siehe vorigen Abschnitt) ist streckenweise eine reine Schulgeschichte; es geht um die Auswirkungen der Kriegerereignisse auf den Schulalltag.

Einen gewissen Sonderfall stellt Tony Schumachers Buch »Schulleben« dar, das sich an Schüler in schon fortgeschrittenem Alter wendet. Die Autorin will nach eigenem Bekunden Verhaltensunterricht in erzählerischer Einkleidung geben, wobei sie im vorliegenden Fall das richtige »Verhalten der Kinder gegen ihre Lehrer zum Gegenstande einer Erzählung gemacht« habe. Die Lust an Schülerstreichen sucht sie zu vergällen durch Erregung von Mitleid für einen Präzeptor mit dem bezeichnenden Namen »Wurm«, der obendrein noch durch einen Sprachfehler gehandicapt ist. Die Erzählung möchte »dazu beitragen, den Lehrern und Erziehern ihr ohnehin schweres Amt zu erleichtern«.

Das Gymnasium in seiner wilhelminischen Ausprägung beginnt um die Jahrhundertwende literarisch Karriere zu machen – eine höchst zweischneidige, wie bekannt. Beginnend mit Wedekinds »Frühlingserwachen« und Marie von Ebner-Eschenbachs Erzählung »Der Vorzugsschüler« (1898 entstanden, 1901 erschienen) wird dieser Institution nachhaltig der Prozeß gemacht; aus der Reihe der weiteren Ankläger seien hier nur Emil Strauß, Friedrich Huch sowie Heinrich und Thomas Mann genannt. Die autoritäre Schulanstaltswelt interessiert hier nicht zuletzt auch als Abbild der unfreien Gesellschaft, des (wilhelminischen) Obrigkeitsstaates. Die Wahl eines Internats, das gleichsam einen Staat im

Staate bildet, als Schauplatz, erweist sich für dieses Darstellungsinteresse als noch geeigneter, und so machen sich auch aus diesem Grund Internatsgeschichten breit (Hesse, Musil, Rilke u. a.). Ob diese kritischen Schulerzählungen und Schülerromane der Jahrhundertwende bereits vor 1918 in nennenswertem Ausmaß zur Jugendlektüre gehörten, bliebe noch zu erforschen. Daß der jugendliterarische Bereich nicht ganz achtlos an ihnen vorbeiging, soll am Beispiel der weniger bekannten Internatsgeschichte »Das Orakel« von Ernst von Wildenbruch dokumentiert werden, die 1903 in eine kinderliterarische Anthologie aufgenommen wurde und in einigen Zügen auf Musils »Törleß« vorausdeutet.

Jugendliterarisch wirksam dürfte zweifelsohne eine schul- und systemkonforme Gymnasial- und Pennälerliteratur gewesen sein, die sich in etwa zur selben Zeit, also ab ca. 1890, als eigenes Genre herauszubilden beginnt. So wartet die weit verbreitete »Kamerad-Bibliothek« mit Titeln auf wie »Lustige Gymnasial-Geschichten« und »Aus Tertia und Sekunda. Lustige Schülergeschichten« (beide von Theodor Berthold). Affirmativ sind diese Schultreichgeschichten nicht allein darin, daß die Schüler zuletzt stets unterliegen und in die Schranken gewiesen werden, die Ordnung also triumphiert; schlimmer noch, es herrscht mehr oder weniger offen geradezu ein Verlangen nach Maßregelung, durch die der Delinquent sich wieder in die Ordnung aufgenommen sieht. In den hier ausgewählten »Geschichten vom Dr. Fuchs« obsiegt die Ordnung in Gestalt dieses Lehrers durch ein Mehr an vermeintlicher Schläue und Gewitztheit: die Schüler genießen es geradezu, mit den eigenen Waffen geschlagen zu werden. – Der Kriegsausbruch von 1914 macht dem Streichewesen ein Ende; die Gymnasialgeschichte tritt in den Dienst der Kriegspropaganda.

Die »Lausbubengeschichten« von Ludwig Thoma zählen wie zahlreiche der Bildergeschichten Wilhelm Buschs, dem Vorbild Thomas, nicht zur intentionalen Kinderliteratur; sie sind kinderliterarisch dennoch von großer Bedeutung. Mo-

dem wirkt zunächst die Erzählperspektive vom kindlichen Helden aus; in der kunstvoll ungelenkten Ich-Erzählung kann sich die Freude an der »Schandtat« ungehemmt kundtun. Doch sei es Thoma, wie Albert Soergel bereits 1911 vermerkte, nicht auf den bösen Streich als solchen angekommen, sondern »auf die satirische Spiegelung der Erwachsenen in der Knabenseele, auf die dumme Überhebung, Einbildung und Selbstsucht der Erwachsenen, auf ihre seelische und geistige Verkrüppelung, auf welche die ganz richtige Empfindung eines urwüchsigen Bengels mit eigentlich verdienten Flegeleien reagiert«.

TONY SCHUMACHER

Schulleben

1879; 3. Aufl. 1910

[19] Aber manchmal wieder saß der Vater müde und recht traurig da, und wenn Lieschen seine Hände faßte, so waren sie kalt und schlaff. Wenn er dann eine Zeitlang geruht hatte und sie ihn mit leiser, teilnehmender Stimme fragte: »Was haben sie dir wieder getan, Vaterle?« da tat es dem alten Herzen wohl, wenn es sich seine Erlebnisse heruntersprechen konnte. Die Mutter hätte das nicht so verstanden und hätte in ihrer resoluten Art gesagt:

»Hau die Buben halt recht tüchtig durch!«
Als ob es mit dem Hauen geschehen wäre! Gewaltmaßregeln waren überhaupt nicht die Sache des Herrn Präzeptor Wurm. Er war eine fein angelegte Gelehrtennatur, die am liebsten auf die Knaben mit Liebe gewirkt hätte und mit Überzeugung, aber leider ward er hierin nicht immer verstanden. Dazu kam sein unvoreteilhaftes Äußere, eine ge-

wisse Schüchternheit und das unglückselige Stottern. Er war oft wirklich hilflos den Angriffen einiger zu schlechten Streichen und Spott stets bereiten Jungen gegenüber, und doch umfaßte er seine Schüler mit der allerinnigsten Liebe.

[...]

[39] »Ja, Lieschen, man hat halt seine Sorgen mit den Jungen!«

»Gib's was Neues, Vaterle?« fragte diese teilnehmend.

»Eigentlich nicht«, erwiderte der Vater. »Mein Kollege Huber, bei dem ich heute war, sagte: »Nehmen Sie sich in acht vor dem Schüler Franke, – das ist ein ganz schlimmer Bursche! Ich kenne ihn von der früheren Klasse her, da hat er viel Unheil angerichtet. Es ist nicht der Leichtsinns allein bei ihm, Herr Präzeptor, er hat kein gutes Herz, und solch ein rüdiges Schaf in der Klasse ist was Fatales!« Lieschen hörte beunruhigt zu. Fritz war noch nicht wieder zurück, und der Vater hatte ihn scheint's vergessen, denn er fuhr fort:

»Wenn man bedenkt, daß man Tag um Tag den Kindern sein Bestes gibt, daß man sie fürbittend auf dem Herzen trägt – und doch gelingt es einem so selten, daß sie einsehen, wie gut man es mit ihnen meint, und daß wir [40] nicht ihr Feind sind, dem man nicht genug Schabernack antun kann. Das schmerzt oft tief, Lieschen, tiefer als man's sagen kann.«

Der Vater stützte sorgenvoll seinen Kopf auf die Hand und atmete ein paarmal wieder so schwer, wie er es in der letzten Zeit manchmal tat.

[...]

[50] Es war heute überhaupt nicht der richtige Geist in der Klasse. Der Herr Präzeptor wollte etwas an die Tafel schreiben, aber die Kreide machte absolut keinen Strich, – sie war naß gemacht worden, und hinten kicherten ein paar Knaben hinter ihren Büchern über diesen ungelungenen Streich. Als der Lehrer nachher die Tafel herumdrehte, war ein riesiger Wurm auf diese gezeichnet, und das Gelächter ging von

neuem los. Dem Herrn Präzeptor stieg die Röte ins Gesicht.

»Wer hat hier unbefugtermaßen hingemalt?« fragte er, sich noch möglichst beherrschend. Lautlose Stille folgte, nur dann und wann von einem unterdrückten Gekicher unterbrochen.

»Wer lacht?« fragte der Herr Präzeptor, und seine Stimme klang nun schon erregter. Gänzliche Stille und plötzlich eifriges Schreiben aller Schüler.

»Du warst es, Franke!«

»Ich hab' den Schlucken, Herr Präzeptor«, sagte da dieser in keckem, unverfrorenem Tone, »das klingt nur so wie Lachen«, und brachte von Zeit zu Zeit die komischsten glucksenden Töne hervor, so daß es mit der Beherrschung der andern wieder vorbei war und die Lachlust nicht mehr gedämpft werden konnte.

»Ich will dir deinen Schlucken schon vertreiben«, sagte der Herr Präzeptor, und seine Stimme schwoll an. »Tritt heraus, Franke, – dorthin, an die Tafel, und sieh dir in Muße dein geniales Machwerk an, denn ich kenne deine Malkunst!« Franke machte ein impertinentes Tanzstundenkompliment gegen den Lehrer und begab sich dann nach vorn, nicht ohne ein paar Knaben hinten noch etwas zu-[51]geflüstert und ein Zeichen gemacht zu haben. Es hieß: »Jetzt ist die richtige Gelegenheit! Macht, daß der Wurm wieder einmal ins Stottern kommt!«

Der Lehrer hatte sich an sein Pult gesetzt, denn die Schüler hatten noch kurze Zeit zu schreiben. Die momentane Ruhe tat ihm wohl; er war recht müde und innerlich gedrückt. Lieschen hatte heute nacht wieder so heftige Rückenschmerzen bekommen. Es war dies jetzt öfters der Fall, und er stand dann jedesmal auf und hielt sie ein Weilchen in den Armen, was ihr gut tat, oder machte ihr einen kühlenden Umschlag. Er besorgte am liebsten sein Kind selber; die Mutter hatte auch gerade genug zu tun, weil Gretel im Zahnen war und oft stundenlang schrie. Das alles war nicht

dazu angetan, den angegriffenen Nerven des Vaters Ruhe zu geben; er hatte wenig geschlafen, und der Kopf war ihm sehr eingenommen.

»Bist arg müde, Vaterle?« hatte ihn Lieschen heute früh beim Fortgehen besorgt gefragt. Ja, jetzt im Augenblick war er's sehr. Es war so lähmend innerlich, wenn er fühlte, die Knaben trieben mit ihm ihren Mutwillen. Er freute sich ja von Herzen, wenn sie munter und vergnügt waren, aber die heutige Art, besonders von Franke, machte ihn nervös, und dazu die unbegreifliche Zerstretheit von Fritz.

Die Knaben waren mit dem Schreiben fertig, und nun kam die letzte halbe Stunde, in der deutsche Gedichte gelesen und deklamiert wurden. Schüler und Lehrer freuten sich immer darauf, und heute besonders, denn es sollte Schillers »Glocke« aufgesagt werden. Franz Weltingen fing an. Er hatte unter Anleitung von Tante Juliane die Verse gut, sicher und mit Verständnis gelernt. Aber als er den [52] Blick erhob, da sah er, wie Franke hinter des Herrn Präzeptors Rücken, der, versunken in die Schönheit der Poesie, in sein Buch sah, stets die betreffenden Pantomimen dazu machte. Er wischte sich in augenfälligster Weise den Schweiß, nahm ein Scheit Holz und warf es scheinbar in den Ofen, als vom Fichtenstamme die Rede war, er wickelt sich Locken, wiegte Kinder und drehte die Spindel, so daß Franz nur mit der allergrößten Anstrengung weiterreden konnte und der Herr Präzeptor den Kopf schüttelte, daß selbst dieser sonst so brave Schüler heute gar nicht bei der Sache war. Nun kam an Kurt Wilsdorf die Reihe. Dieser konnte schon kaum anfangen vor Lachlust, denn er sah Franke bei den Worten: »denn das Unglück schreitet schnell« im Hintergrunde Riesenschritte in die Luft machen und platzte schon bei den ersten Worten heraus.

»Jetzt wird mir's aber doch zu bunt«, fuhr der Herr Präzeptor auf, der, mit Andacht in die herrliche Dichtung versunken, sich durch solche Unaufmerksamkeit für seinen Lieblingsdichter gekränkt fühlte. »Nun bitte ich mir aber aufs

entschiedenste aus, daß ihr euch endlich zusammennehmt. Ihr seid nicht wert, daß man euch diese P... P... Perlen der deutsch... deutschen D.. Dicht... Dichtung...« – hier hörte der Herr Präzeptor plötzlich auf, denn er fühlte, wie sein Übel ihn packte, und wischte sich die Stirn. Franke machte den Buben hinten ein triumphierendes Zeichen, das hieß: »Paßt auf, jetzt kommt's!« Wilsdorf hatte sich wirklich gefaßt und sagte:

Wohl, nun kann der Guß beginnen,
Schön gezacket ist der Bruch.
Doch bevor wir's lassen rinnen,
Betet einen frommen Spruch!
Stoßt den Zapfen aus

[53] In diesem Augenblick gab es einen Krach durch das ganze Zimmer, daß der Herr Präzeptor entsetzt in die Höhe fuhr. Im nächsten Moment hatte er freilich schon erkannt, daß Franke wohl einen Faustschlag gegen den großen blechnen Ofenschirm geführt hatte. Jetzt stand er schon wieder mit der unschuldigsten Miene da und sagte frech:

»Herr Präzeptor, Ihr Taschentuch hängt hinten heraus!« dabei überreichte er es ihm mit derselben unverschämten Verbeugung wie vorher.

»Lausbub!« donnerte nun aber dieser, und der ganze Ingrimm der letzten Stunden machte sich in diesem einen Worte Luft.

»Was hab' ich denn getan?« fragte Franke keck. »Ich kann doch nichts dafür, daß gerade in dem Augenblick die Feuerzange gegen den Schirm gefallen ist!« Er zuckte verächtlich mit der Schulter und wollte nun ohne weiteres an seinen Platz gehen.

»Dageblieben!« befahl nun der Herr Präzeptor und nahm sein Tuch, um sich über das Gesicht zu fahren. »Lüge nun nicht auch noch zu all deinen anderen U... U... Unarten! Du bist der Ä... Ält... Älteste von der Klasse und solltest das gute B... Beispiel geben. Ich würde mich sch... schä-

men an deiner Stelle!« und ganz erschöpft von der Rede wischte sich der Lehrer wieder den Schweiß ab; er wollte damit auch das leidige Zucken in seinem Gesichte verbergen, über das er, wenn er erregt war, nicht Herr werden konnte. Aber war denn heute der böse Geist in der Klasse vollständig losgelassen? Er rang nach Fassung, um die unterbrochene Stunde wenn möglich noch vollends zu Ende zu führen, legte sein Taschentuch beiseite und nahm das Buch, das ihm so teure Buch wieder in die Hand, als [54] er in der ersten Reihe die Schüler von neuem so krampfhaft lachen und sich bewegen sah, daß es ihm das Herz zusammenzog. Selbst Franz Weltingen und seine Besten waren also unter denen, die ihn verspotteten! Das tat weh! Ein Zug tiefer Traurigkeit flog über sein Gesicht; er klappte das Buch zu und wollte die Stunde schließen. Da stand aber Franz mit sichtlichem Kampfe in seinem hübschen, schmalen Gesichtchen auf und sagte:

»Herr Präzeptor, Sie müssen am Taschentuch Tinte gehabt haben; Ihr Gesicht ist ganz schwarz, und deshalb haben wir auch vorhin noch einmal gelacht«, setzte er mit sichtlicher Anstrengung hinzu, denn Franke und auch noch ein paar andere hatten ihm wütende Blicke zugeworfen.

»Schändlich«, knirschte Franke zwischen den Zähnen, »muß der dumme Kerl einem den ganzen Spaß verderben! – Warte nur, das kriegst du zu fühlen!« Voll Unmut wandte er sich zur Seite.

Präzeptor Wurm war mit einem Blick voll Erleichterung und Liebe auf Franz gleich darauf fortgegangen. Fritz, dem solche Szenen wahre Qualen bereiteten, der aber zu seinem Glücke so kurzsichtig war und wohl auch so arglos, daß er die Hälfte von den Streichen nicht genau sah oder auch nicht bemerkte, war dem Vater ins Lehrzimmer gefolgt und hatte ihm zaghaft geholfen, sich zu reinigen.

In der Klasse war aber längere Zeit noch eine erregte Debatte der Guten mit den Schlimmen.

»Er hat angezeigt!« – »Nein, er hat nicht!« – »Doch, das

war angezeigt!« so scholl es lange wirr und erregt durcheinander, und das Endresultat war, daß von Franke und ein paar der älteren Knaben, die zu ihm hielten, Franz Weltlingen für eine Zeitlang in Bann getan wurde.

[55] Franz fühlte sein Gewissen rein; er hätte ja wohl sagen können, Franke habe das Tuch hinter dem Rücken des Lehrers in Tinte getaucht, das wäre aber, wie er wohl wußte, gegen den Klassengeist gewesen, aber den Herrn Präzeptor so lächerlich machen zu lassen, auch noch nachher vor den Leuten auf der Straße, – nein, das wäre gemein gewesen, das hätte er einfach nicht gekonnt. Aber sein Schülerherz war doch bedrückt, als er langsamer wie sonst heimwärts ging.

ILSE FRAPAN

Hamburger Bilder für Kinder

1899

[42] *Schnee.*

Heute, als wir gerade Rechenstunde hatten, fing es an zu schneien. Herr Blaske fragte mich: »wieviel ist dreimal vierzehn?« Beinahe hatte ich es schon ausgerechnet, da sah ich eine Schneeflocke ans Fenster fliegen und noch eine und noch eine.

»Nun?« fragte Herr Blaske, »wird's bald? dreimal vierzehn ist –?«

Ich war ganz verwirrt. »Es schneit!« sagte ich. Die ganze Klasse lachte. Herr Blaske lachte auch.

»So? ist das eine Antwort? ich frage dreimal vierzehn, und du antwortest: es schneit! Warum nicht? laß es doch schneien.«

[43] Die ganze Klasse wurde unruhig, alle Kinder sahen nach den Fenstern. Große weiße langsame Flocken kamen wie Federn heruntergeflogen, es war so schön.

»Aufpassen!« rief Herr Blaske, »Augen hierher!« »Es schneit dieses Jahr zum erstenmal heute«, sagte ich, indem ich den Finger zeigte. Ich wollte gern aufpassen, aber ich konnte nicht.

Die Flocken tanzten schnell durcheinander, ich konnte keine Zahl im Kopfe behalten; am Fenster draußen lag schon ein weißer Rand.

Herr Blaske wurde böse. Er machte sich gar nichts aus dem Schnee. Ich wunderte mich über ihn; ich dachte, alle Menschen freuten sich, wenn es schneit. Herr Blaske freute sich kein bißchen, er schrieb sehr schnell die große schwarze Tafel voll Zahlen. »Wer nicht aufpaßt, muß nachrechnen!« schrie er. Wir erschraken furchtbar. Er hatte so schrecklich mit dem Lineal auf das Pult gehauen. Ich gab mir soviel Mühe, wie ich konnte, das Exempel an der Wandtafel auszurechnen, aber es ging nicht. Ich rechne, und plötzlich denke ich: Frau Holle schüttelt ihr Bett aus! Ich muß lachen. »Warum lachst du?« ruft Herr Blaske und sieht mich zornig an.

»Weil Frau Holle ihr Bett ausschüttelt«, sagte ich ängstlich; ich weiß selber nicht, warum ich es sagte, ich sah doch, daß Herr Blaske böse war.

»Du bist also der Erste, der heute eine halbe Stunde nachrechnet«, sagte er und schrieb meinen Namen groß an die Wandtafel. Ich wurde traurig. [44] Ich konnte und konnte nicht aufpassen. »Heute nachmittag kann man gewiß schon krekren«, dachte ich. Beinahe hätt' ich wieder gelacht.

Als die Schule aus war, lag dicker weißer Schnee auf der Straße. Alle Jungens liefen mit Hurra hinaus. Ich stand da mit meiner Tafel. Ich wollte nicht weinen, aber miteins weinte ich doch.

Herr Blaske sah mich an und fragte: »Warum bist du noch hier? du hattest es ja so wichtig mit dem Schnee.«

»Ich soll eine halbe Stunde nachrechnen«, ich konnte es beinahe nicht sagen, mein Hals war ganz zugeedrückt.

»Ach so!« sagte Herr Blaske und sah mich wieder an. »Gieb mir deine Tafel.«

Er schrieb mir zehn lange Exempel auf. Es dauerte so lange; ich guckte aus dem Fenster. Draußen machten die Jungen schon Schneeballen und balgten sich.

Herr Blaske legte die vollgeschriebene Tafel auf den Tisch.

»Möchtest wohl auch schneeballen?« sagte er.

»Kreken!« sagte ich. Ich heulte.

»Na, so lauf!« er gab mir einen Klaps auf den Buckel, und ich lief, was ich konnte.

ERNST WEBER (Hrsg.)

Kindheit

1903; 2. Aufl. 1911

Das Orakel.

Wenn man nachts nicht schlafen kann --
Wären die Menschen oder wenigstens einige von ihnen schon einmal auf den Gedanken gekommen, am Morgen, wenn sie nach einer schlaflosen Nacht aufstehn, alles das niederzuschreiben, was ihnen durch Kopf und Herz gegangen ist, während sie schlummerlos gelegen -- Welch eine Fülle merkwürdiger Erlebnisse würden wir kennen lernen, Welch eine zweite Welt!

Denn für uns vom Sonnenlicht abhängige Geschöpfe ist und bleibt die Nacht eine andere Welt, und wenn uns der Schlaf nicht zu Hilfe kommt und unter seinem Mantel ge-

borgen uns hindurchführt durch die Schluchten der Finsternis, ist es eine Welt des Schreckens.

[...]

Gesichter, die wir längst vergessen, sind plötzlich greifbar wieder da; Stimmen, die wir einmal, als wir Kinder waren, gehört und seitdem nie wieder, sprechen zu uns mit so bekanntem Klange, als hätten sie gestern zum letztenmal gesprochen.

Und ein solches Gesicht war es, das neulich in einer solchen Nacht plötzlich aus der Vergangenheit wieder vor mir emportauchte, eine solche Stimme, die wieder zu mir sprach.

Das Gesicht gehörte einem Jungen an, einem dicken, fetten, wie man zu sagen pflegt: kugelrunden kleinen Jungen, mit dem ich ein Vierteljahr lang in Halle auf dem Pädagogium als Schüler zusammen war.

[96] Ganz deutlich sah ich ihn wieder in seinem Jäckchen von grünem Tuch, in seiner Weste, die immer in die Höhe gerutscht war, seinen grauen Hosen, die immer etwas zu kurz waren, mit seinem großen, runden Kopf, der immer etwas vornüber hing und auf dem er eine Wolkenschiebermütze von dunkelblauem Stoff trug.

Knaben, die so aussehen, haben unter ihren Mitschülern meistens einen schweren Stand, sie werden gehänselt und geneckt. Es müßte denn sein, daß sie sich durch besondere Fähigkeiten auszeichneten oder durch Körperkräfte in Respekt zu setzen wüßten.

Beides aber war bei dem kleinen Dicken nicht der Fall.

Er gehörte durchaus zu den Mittelgewächsen der Menschheit; vielleicht stand er sogar noch etwas darunter.

In der Klasse war er kein Licht, nicht gerade faul, aber immer träumerisch und verschwommen; außerhalb der Klasse war er kein Held, weichlich, beinahe furchtsam, verschlossen, mit einem Worte, wie man in der Schuljungensprache sagt: »schlapp«.

Das zeigte sich besonders beim Turnunterricht, der im Pädagogium mit Eifer betrieben wurde.

Gleich nach den ersten Probeleistungen war der kleine Dicke in die unterste Turnriege gesteckt worden, in der sich die Kleinsten und Schwächsten befanden, und auch in der war er so ziemlich der Letzte.

Ein allgemeines Halloh erhob sich, wenn »Mops« – das war der Spitzname, mit dem er am ersten Tage seines Eintrittes getauft worden war – am Klettertau emporklimmen sollte.

Ampelnd und strampelnd mit Händen und Füßen, arbeitete sich der unbehilfliche kleine Körper ein paar Fuß in die Höhe, dann machte er keuchend Halt, und wie ein Fisch, der nach Luft schnappt, hing er droben fest, bis daß ein ärgerliches: »Na, komm nur wieder runter!« ihm das Zeichen gab, daß er herabrutschen durfte. Einige Hiebe mit dem Tauende über den Rücken schlossen regelmäßig den verunglückten Kletterversuch ab.

»Ein Muttersöhnchen« – das war das allgemeine Urteil über ihn; denn mit der ganzen Grausamkeit, mit der Schuljungen den Schwächen ihrer Kameraden nachzuspüren pflegen, hatte man sehr bald herausbekommen, daß er zum erstenmal aus dem Elternhause war, und daß er Heimweh hatte. Heimweh! Im stillen hatten es wohl die meisten, die da im Pädagogium saßen, vielleicht alle; aber wer wird denn so etwas zeigen! Solche Schlappeheit!

[97] Auf der Stube, auf der er untergebracht war, saß er immerfort an seinem Tisch.

Arbeitete er?

Nein, er schrieb Briefe. Immerfort mit großen, ungelungen Buchstaben Briefe und immerfort an die Mutter zu Hause.

[...]

An einem Nachmittag, als wir Hausscholaren – so benannten sich die Insassen der Anstalt – in Winterüberzieher eingeknüpft, unsern gewohnten Spaziergang im Garten machten, bemerkte ich, daß sich an der Mauer, die den Turnplatz vom Garten abschloß, eine Ansammlung bildete.

Mehrere Scholaren standen dort, die lachend andere heranzwinkten.

Mit meinen Spaziergangsgefährten trat ich hinzu. Man [98] bedeutete uns, leise zu sein. »Mops turnt!« hieß es mit unterdrücktem Kichern. Er sollte nicht merken, daß er beobachtet wurde.

»Mops turnt?«

Wir blickten über die Mauer, die nur einige Fuß hoch war, auf den Turnplatz hinunter, der etwas vertieft lag; – wahrhaftig!

Auf dem Platz, wo die Klettergerüste, die Barren und Recke verlassen standen, die Hände in den Taschen seines Überziehers, ging der Junge mutterseelenallein hin und her.

Er schien über irgend etwas nachzudenken. Sein dicker Kopf hing noch weiter vornüber als gewöhnlich. Dabei hielt er die Augen fortwährend auf den Schwebebaum gerichtet, der inmitten des Raumes stand.

Endlich schien er zu einem Entschluß gekommen zu sein; er kletterte auf den Schwebebaum hinauf, so ungeschickt, daß er beinahe im nämlichen Augenblick nach der andern Seite wieder hinuntergepurzelt wäre.

Nur energische stumme Winke der Aufpasser dort oben verhinderten, daß schon jetzt ein lautes Gejohle ausbrach.

Was in aller Welt machte der komische Kerl? Er überlegte offenbar, ob es ihm gelingen würde, auf dem Schwebebaum entlang zu gehen. Aber warum? Zu welchem Zweck? Zum Zeitvertreib? Oder um sich zu üben? Das sah ihm nicht ähnlich.

Jetzt ging ihm, wie es schien, abermals ein Gedanke auf. Mit dem Überzieher am Leibe würde er sein Vorhaben nicht zu Ende bringen.

Noch einmal kletterte er herab und trotz der Kälte zog er seinen Flausch aus und legte ihn über das hintere Ende des Schwebebaumes.

Man sah ihm an, wie er fror; seine Hände waren ganz blau, die Finger daran sahen aus wie kleine Mohrrüben.

Und jetzt – was wurde das?

Vorsichtig blickte er um, ob auch niemand ihn sähe. – Alle Köpfe hinter der Mauer duckten sich und verschwanden; er sah niemand.

Und jetzt legte er die verfrorenen kleine Hände gefaltet ineinander, als wenn er betete.

Er betete, daß es ihm gelingen möchte, den Schwebbaum bis ans Ende hinunterzugehen?

Darum betete er?

Hinter der Mauer oben entstand ein geradezu krampfhaftes [99] Prusten und Schlucken – das rasende Gelächter wollte sich kaum noch bändigen lassen.

Endlich war er auch damit fertig.

Zum zweitenmal stieg er auf den Baum hinauf, und nun, beide Arme weit vom Leibe gestreckt, um sich im Gleichgewicht zu halten, mit einem Gesicht, als stände Leben oder Tod auf dem Spiel, trat er seine Wanderung an.

Anfangs, solange er den dickern Teil des Mastbaumes unter den Füßen hatte, ging die Sache leidlich gut. Bedenklich wurde sein Schwanken, je mehr der Baum sich verdünnte.

Trotzdem wäre er vielleicht glücklich bis an das Ende gelangt, wenn die Bosheit seiner Mitschüler es zugelassen hätte. Denn plötzlich fuhren jetzt die Köpfe hinter der Mauer empor, und es erhob sich ein johlendes Geschrei: »Mops, du fällst 'runter! Mops, du fällst 'runter!«

Man sah, wie der Junge erschrak.

Aber noch gab er die Sache nicht verloren. Wie verzweifelt biß er die Zähne aufeinander und setzte seinen Gang fort.

Nun aber kam es in Sprüngen über die Mauer, ein ganzes Rudel.

Der eine von den Buben packte mit beiden Händen das letzte schwankende Ende des Schwebbaumes und fing an, es nach rechts und links zu schütteln. Der kleine Kerl konnte sich nicht mehr halten.

»Nein!« schrie er mit gellender Stimme. Aber der andere schüttelte weiter.

Im nächsten Augenblick war der arme Mops vom Schwebbaum herunter.

Ein brüllendes Gelächter erhob sich; gleich darauf aber ein zorniges Geschrei.

Mops, der sonst keiner Seele etwas zuleide tat und sich bei Prügeleien wie eine Schnecke ins Schneckenhaus zurückzog, war wie ein Wütender auf den Bengel losgefahren, der ihn zu Fall gebracht, und hatte mit beiden Fäusten auf ihn losgeschlagen.

Natürlich blieb dieser die Antwort nicht schuldig; andere halfen mit; denn eine solche Frechheit von dem Mops war ja unerhört.

Und wenige Augenblicke darauf lag der arme kleine Kerl, beide Arme über den Schwebbaum gebreitet, das Gesicht in die Arme gedrückt, weinend wie ein Verzweifelter.

Die Wolkenschiebermütze war ihm vom Kopf gefallen – in [100] aller Kälte war er noch immer ohne seinen Überzieher; er schien es gar nicht zu bemerken.

Endlich legten die älteren sich ins Mittel. Sie jagten die Quälgeister, die immer noch höhrend um ihn herumstanden, zur Seite, sie versuchten, ihm gut zuzureden, ihn aufzurichten – alles blieb vergeblich. Ein dumpfes Schluchzen, ein trostloses Kopfschütteln war seine einzige Antwort.

Das ging so fort, bis endlich der Hebdomadär erschien. In jeder Woche führte nämlich ein Lehrer der Anstalt die Aufsicht über die Zöglinge während der Arbeit und Freistunden, und weil wir eine höchst gelehrte Gesellschaft im Pädagogium waren, so wurde dieser Lehrer nach griechischer Bezeichnungsart der Hebdomadär genannt.

In dieser Woche nun war es der alte Professor Daniel, dem die Aufsicht oblag – ein großer, dicker, unendlich gütiger, wohlwollender Mann.

Der Lärm und das Geschrei hatten ihn aufmerksam gemacht, als er in dem entfernteren Teile des Gartens für sich hinpazierte, und so kam er denn nun so rasch, als er seinen

schweren Körper zu tragen vermochte, auf den Turnplatz zu uns heran.

Ohne lange zu fragen, trat er sogleich zu dem Jungen, der noch immer über den Schwebebaum gebeugt lag; mit seiner breiten, fleischigen Hand liebte er ihm den Kopf und das verwirrte Haar.

»Na, Möpschen? Na, Möpschen? Was hat man dir denn getan?«

Als der Kleine die freundliche Stimme des alten Lehrers vernahm, richtete er sich langsam auf. Das Gesicht aber behielt er zur Erde gesenkt. Es war ganz rot verweint und das Schlucken und Schluchzen wollte nicht aufhören.

»Gebt ihm doch seinen Überzieher wieder an«, gebot der alte Daniel. »Warum hast du ihn denn ausgezogen? Bei der Kälte?« forschte er, zu dem Knaben niedergebeugt. Möpschen blieb stumm.

»Er ist auf dem Schwebebaum entlang gelaufen«, antworteten zwei, drei von den andern an seiner Statt.

»Euch habe ich ja nicht gefragt«, versetzte der Lehrer. »Möpschen soll's mir sagen; warum bist du denn auf den Schwebebaum gestiegen? Willst du es mir nicht sagen?« Er wollte schon, man sah es ihm an.

[101] Aber er konnte nicht. Es war, als wenn eine unaussprechliche Scham ihn niederdrückte und zu sprechen verhinderte.

Aus der Tasche seines Überziehers, den wir ihm wieder angezogen hatten, holte er sein kleines, weißes Taschentuch hervor, damit wischte er sich die Tränen aus den Augen und den Sand vom Gesicht, der vom Schwebebaum daran kleben geblieben war.

Der alte Daniel verlor nicht die Geduld. Er hatte ein gutes und kluges Herz; er mochte ahnen, daß in der kleinen Seele dort die heilige Keuschheit eines großen Leides war, das sich vor rohen, neugierigen Augen zu verbergen strebte.

»Willst du mir's nicht sagen, Möpschen? Mir kannst du's doch sagen.«

Er hatte sich auf den untern Teil des Schwebebaumes gesetzt; der Kleine stand zwischen seinen Knien, die Hände in den Händen des Lehrers.

»Meine – Mutter« – fing der Knabe an – dann kam wieder ein Schlucken und schnitt ihm die Worte ab.

Die breite, fleischige Hand des alten Daniel tätschelte ihm den Kopf, klopfte ihn in den Rücken.

»Meine Mutter – hat geschrieben – sie ist so krank – und – und –«

Ein Tränenstrom brach abermals von seinen Augen; mit ausgebreiteten Armen stürzte er sich plötzlich dem Professor um den Hals. Es war kaum zu vernehmen, was er sagte.

»Und – sie glaubt – sie wird nicht wieder gesund werden.«

Wir waren alle nahe herangetreten, alle ganz still geworden.

»Und da – bin ich hierher gegangen – und habe gedacht – wenn ich auf dem Schwebebaum – bis ans Ende kommen würde – und nicht herunterfallen würde, – dann – habe ich gedacht – würde das ein Zeichen sein, – das der liebe Gott mir gäbe – und meine Mutter würde doch wieder gesund werden.«

Der alte Daniel drückte den Kopf des Kleinen an seinen Hals.

»Und bist du denn ans Ende gekommen?« Der Körper des Knaben zitterte und fieberte. »Wie ich – beinahe bis ans Ende war, sind sie gekommen – und haben mich 'runtergeworfen.«

Der Lehrer hob das Haupt auf und seine sonst so milden Augen gingen wie ein vernichtendes Feuer über uns hin.

»Kummervoll schüttelte er das Haupt, dann beugte er sich [102] nieder zu dem Knaben. »Du armes Kind«, sagte er, »du armes Kind!«

Er wartete, bis der Kleine sich einigermaßen beruhigt hatte,

Dann stand er auf, drückte ihn an sich und schlug mit ihm den Weg zur Anstalt ein.

»Geht ihr jetzt auch nach Haus«, wandte er sich an uns, »es ist Zeit zur Arbeitsstunde.«

Hinter dem alten Daniel zogen wir einher, lautlos wie eine Schar von Übeltätern.

Am andern Morgen erzählte uns der Stubenälteste des Jungen, daß in der Nacht, als schon alles im Schlafe gelegen, sich die Stubentür geöffnet hatte. Der alte Daniel war geräuschlos hereingekommen und an das Bett getreten, in dem Möpschen lag. Die Hand hatte er vor die Flamme des Lichts gehalten, das er in Händen trug; und so hatte er lange gestanden, lange und schweigend auf das schlummernde Kind herniedergesehen. Mit einem Seufzer hatte er sich dann abgewandt und geräuschlos, wie er gekommen, war er wieder gegangen.

An einem der nächsten Vormittage, als wir in der Klasse saßen, den Lehrer erwartend, der noch nicht erschienen war, tat sich die Klassentür auf und zugleich mit dem Lehrer kam der alte Daniel.

»Möpschen«, sagte er und man hörte seiner Stimme an, daß er sich bemühte, ruhig zu sprechen, »komm doch einmal heraus!«

Der Kleine schob sich aus der Bank heraus; der alte Daniel nahm ihn an der Hand; sie gingen hinaus – und Möpschen kam nicht wieder.

Als der Unterricht zu Ende war und wir aus den Klassen herunterkamen, stand drunten im Flur der Anstalt, mit dem Überzieher angetan, die Wolkenschiebermütze auf dem Kopfe, einen Schal um den Hals, der kleine Mops. Sein Koffer stand gepackt und verschlossen neben ihm.

Was bedeutete das? Sollte der Junge verreisen? Noch vor Beginn der Ferien?

In sich gekehrt wie gewöhnlich, stand er da; er gab auf Fragen keine Antwort; von ihm war nichts zu erfahren.

Nach einiger Zeit kam der alte Daniel die Treppe herunter, auch er zum Ausgehen gekleidet.

Wir drängten uns fragend um ihn. Mit gedämpfter Stimme [103] gab er Auskunft.

Eine Depesche war eingetroffen; die Mutter des Kleinen war plötzlich sehr krank geworden, der Junge sollte umgehend nach Haus kommen.

Der alte Professor blickte auf den Knaben, der auf der Schwelle der Tür stand.

»Sagt es ihm nicht – er weiß nicht, daß es so schlimm steht.«

Wir sagten ihm nichts. Wir traten nicht einmal zu ihm heran; wir getrauten uns nicht.

Die Mutter verlieren! – Jeder von uns fühlte, was das bedeutete.

Der kleine Kerl, der unserm Spott als Zielscheibe gedient hatte, war plötzlich zum Träger eines Schicksals geworden, vor dem unsre Herzen erbeben; wie etwas Geheiligtens erschien er uns.

Eine Droschke fuhr an der Tür der Anstalt vor. Der alte Daniel trat hinzu und legte den Arm um die Schulter des Kleinen.

»Komm jetzt, mein Junge, jetzt fährst du nach Haus, zu deiner Mutter.«

Der Knabe blickte auf; ein Freudenschein ging über sein Gesicht.

Er wollte seinen Koffer aufheben, aber wir kamen ihm zuvor. Jeder von uns griff zu, jeder fühlte ein dunkles Bedürfnis, dem Kinde einen letzten Liebesdienst zu erweisen.

»Leb wohl, Mops! Leb wohl, Mops!«

Zwanzig Hände griffen nach seiner kleinen, blau verfrorenen Hand und drückten sie ihm zum Abschied. Er wußte kaum, wie ihm geschah – man sah es an seinem erstauten Gesicht.

Dann war er in die Droschke gehoben; der alte Daniel stieg

nach ihm ein und setzte sich neben ihn. Klappend schloß sich die Wagentür.

Noch einmal bog er sich aus dem Fenster und nickte uns mit der blauen Wolkenschiebermütze ein Lebewohl. Rumpelnd setzte sich das Gefährt in Bewegung. – Wir standen und sahen ihm nach, bis der Wagen aus dem Hofe der Anstalt hinaus war. Dann gingen wir zurück. Niemand sprach ein Wort.

Er war fort und ist nicht wiedergekommen in das Pädagogium.

Ich weiß nicht, ob er die Mutter noch vorgefunden hat – ich habe ihn nie wiedergesehen.

Nie wiedergesehen bis neulich in der Nacht, da war er plötzlich wieder da.

[104] Am Schwebebaum stand er, zwischen den Knien des alten Daniel; ich sah sein weißes Tüchlein, mit dem er sich das Gesicht abwischte, ich hörte sein Weinen.

Möchte er nicht wiederkommen – denn wenn er wiederkommt, kann ich nicht schlafen.

Ernst von Wildenbruch

LUDWIG THOMA

Lausbubengeschichten

1905; 11.–15. Tsd. 1906

[33]

Der Meineid

Werners Heinrich sagte, seine Mama hat ihm den Umgang mit mir verboten, weil ich so was Rohes in meinem Benehmen habe, und weil ich doch bald davon gejagt werde. Ich sagte zu Werners Heinrich, daß ich auf seine Mama pfeife,

und ich bin froh, wenn ich nicht mehr hin muß, weil es in seinem Zimmer so muffelt.

Dann sagte er, ich bin ein gemeiner Kerl, und ich gab ihm eine feste auf die Backe und ich schmiß ihn an den Ofenschirm, daß er hinfiel.

Und dann war ihm ein Zahn gebrochen, und die Samthose hatte ein großes Loch über dem Knie.

Am Nachmittag kam der Pedell in unsere Klasse und meldete, daß ich zum Herrn Rektor hinunter soll.

Ich ging hinaus und schnitt bei der Türe eine Grimasse, daß alle lachen mußten. Es hat mich aber keiner verschuftet, weil sie schon wußten, daß [34] ich es ihnen heimzahlen würde. Werners Heinrich hat es nicht gesehen, weil er daheim blieb, weil er den Zahn nicht mehr hatte.

Sonst hätte er mich schon verschuftet.

Ich mußte gleich zum Herrn Rektor hinein, der mich mit seinen grünen Augen sehr scharf ansah.

»Da bist du schon wieder, ungezogener Bube«, sagte er, »wirst du uns nie von deiner Gegenwart befreien?«

Ich dachte mir, daß ich sehr froh sein möchte, wenn ich den ekelhaften Kerl nicht mehr sehen muß, aber er hatte mich doch selber gerufen.

»Was willst du eigentlich werden?« fragte er, »du verrohtes Subjekt? Glaubst du, daß du jemals die humanistischen Studien vollenden kannst?«

Ich sagte, daß ich das schon glaube. Da fuhr er mich aber an, und schrie so laut, daß es der Pedell draußen hörte und es allen erzählte. Er sagte, daß ich eine Verbrechernatur habe, und eine katilinarische Existenz bin, und daß ich höchstens ein gemeiner Handwerker werde, und daß schon im Altertum alle verworfenen Menschen so angefangen haben wie ich.

»Der Herr Ministerialrat Werner war bei mir«, [35] sagte er, »und schilderte mir den bemitleidenswerten Zustand seines Sohnes«, und dann gab er mir sechs Stunden Karzer als Rektorsstrafe wegen entsetzlicher Roheit. Und meine

Mutter bekam eine Rechnung vom Herrn Ministerialrat, daß sie achtzehn Mark bezahlen mußte für die Hose.

Sie weinte sehr stark, nicht wegen dem Geld, obwohl sie fast keines hatte, sondern weil ich immer wieder was anfrage. Ich ärgerte mich furchtbar, daß meine Mutter so viel Kummer hatte und nahm mir vor, daß es Werners Heinrich nicht gut gehen soll.

Die zerrissene Hose hat uns der Herr Ministerialrat nicht gegeben, obwohl er eine neue verlangte.

Am nächsten Sonntag nach der Kirche wurde ich auf dem Rektorat eingesperrt. Das war fad.

In dem Zimmer waren die zwei Söhne vom Herrn Rektor. Der eine mußte übersetzen und hatte lauter dicke Bücher auf seinem Tische, in denen er nachschlagen mußte. Jedesmal, wenn sein Vater hereinkam, blätterte er furchtbar schnell um und fuhr mit dem Kopfe auf und ab.

»Was suchst du, mein Sohn?« fragte der Rektor. Er antwortete nicht gleich, weil er ein Trumm Brot [36] im Munde hatte. Er schluckte es aber doch hinunter und sagte, daß er ein griechisches Wort sucht, welches er nicht finden kann. Es war aber nicht wahr; er hatte gar nicht gesucht, weil er immer Brot aus der Tasche aß. Ich habe es ganz gut gesehen.

Der Rektor lobte ihn aber doch und sagte, daß die Götter den Schweiß vor die Tugend hinstellen, oder so was.

Dann ging er zum andern Sohn, welcher an einer Staffelei stand und zeichnete. Das Bild war schon beinah fertig. Es war eine Landschaft mit einem See, und viele Schiffe darauf. Die Frau Rektor kam auch herein und sah es an, und der Rektor war sehr lustig. Er sagte, daß es bei dem Schlußfeste ausgestellt wird, und daß alle Besucher sehen können, daß die schönen Künste gepflegt werden.

Dann gingen sie, und die zwei Söhne gingen auch, weil es zum Essen Zeit war. Ich mußte allein bleiben, und bekam nichts zu essen.

Ich machte mir aber nichts daraus, weil ich eine Salami bei

mir hatte, und ich dachte mir, daß die zwei dürren Rektorsöhne froh wären, wenn sie so viel kriegten.

[37] Der Ältere stellte sein Bild an das Fenster im Nebenzimmer. Das sah ich genau. Ich wartete, bis alle draußen waren und las dann die Geschichte vom schwarzen Apachewolf weiter, die ich heimlich dabei hatte.

Um vier Uhr wurde ich herausgelassen vom Pedell. Er sagte: »So, diesmal warst du aber feste drin.« Ich sagte: »Das macht mir gar nichts.« Es machte mir aber schon etwas, weil es so furchtbar fad war. Am Montag Nachmittag kam der Rektor in die Klasse und hatte einen ganz roten Kopf.

Er schrie, gleich wie er herin war: »Wo ist der Thoma?« Ich stand auf. Dann ging es an. Er sagte, ich habe ein Verbrechen begangen, welches in den Annalen der Schule unerhört ist, eine herostratische Tat, die gleich nach dem Brande des Dianatempels kommt. Und ich kann meine Lage nur durch ein reumütiges Geständnis einigermaßen verbessern.

Dabei riß er den Mund auf, daß man seine abscheulichen Zähne sah, und spuckte furchtbar und rollte seine Augen. Ich sagte: »Ich weiß nichts; ich habe doch gar nichts getan.«

[38] Er hieß mich einen verruchten Lügner, der den Zorn des Himmels auf sich zieht. Aber ich sagte: »Ich weiß doch gar nichts.« Und dann fragte er alle in der Klasse, ob sie nichts gegen mich aussagen können, aber niemand wußte nichts.

Und dann sagte er es unserm Professor. In der Frühe sah man, daß im Zimmer neben dem Rektorat das Fenster eingeschmissen war, und ein großer Stein lag am Boden, der war auch durch das Bild gegangen, welches der Sohn gemalt hatte, und es war kaput und lag auch auf dem Boden.

Unser Professor war ganz entsetzt, und sein Bart und seine Haare standen in die Höhe. Er fuhr auf mich los und brüllte: »Gestehe es, Verruchter, hast du diese schändliche Tat begangen?« Ich sagte, ich weiß doch gar nichts, das wird mir schon zu arg, daß ich alles getan haben muß.

Der Rektor schrie wieder: »Wehe dir, dreimal wehe! Wenn ich dich entdecke! Es kommt doch an die Sonne.« Und dann ging er hinaus. Und nach einer Stunde kam der Pedell und holte mich auf das Rektorat. Da war schon unser Religionslehrer da und der Rektor. Das Bild lag auf einem Stuhl, [39] und der Stein auch. Davor stand ein kleiner Tisch. Der war mit einem schwarzen Tuch bedeckt, und zwei brennende Kerzen waren da, und ein Kruzifix. Der Religionslehrer legte seine Hand auf meinen Kopf und tat recht gütig, obwohl er mich sonst gar nicht leiden konnte.

»Du armer, verblendeter Junge«, sagte er, »nun schütte dein Herz aus und gestehe mir alles. Es wird dir wohl tun und dein Gewissen erleichtern.«

»Und es wird deine Lage verbessern«, sagte der Rektor.

»Ich war es doch gar nicht. Ich habe doch gar kein Fenster nicht hineingeschmissen«, sagte ich. Der Religionslehrer sah jetzt sehr böse aus. Dann sagte er zum Rektor: »Wir werden jetzt sofort Klarheit haben. Das Mittel hilft bestimmt.« Er führte mich zum Tische, vor die Kerzen hin, und sagte furchtbar feierlich:

»Nun frage ich dich vor diesen brennenden Lichtern. Du kennst die schrecklichen Folgen des Meineides vom Religionsunterrichte. Ich frage dich: Hast du den Stein hereingeworfen? Ja – oder nein?«

[40] »Ich habe doch gar keinen Stein nicht hineingeschmissen«, sagte ich.

»Antworte ja – oder nein, im Namen alles Heiligen!«

»Nein«, sagte ich.

Der Religionslehrer zuckte die Achseln und sagte: »Nun war er es doch nicht. Der Schein trügt.«

Dann schickte mich der Rektor fort.

Ich bin recht froh, daß ich gelogen habe und nichts eingestanden, daß ich am Sonntag abend den Stein hineinschmiß, wo ich wußte, daß das Bild war. Denn ich hätte meine Lage gar nicht verbessert und wäre davongejagt worden. Das sagte der Rektor bloß so. Aber ich bin nicht so dumm.

FRITZ PISTORIUS

Von Jungen, die werden

1909

[23]

Um die Ehrlichkeit.

Am Freitag nachmittag – das war nun schon in der zweiten Woche – hatte Dr. Fuchs Französisch in seiner Klasse. Es war ein kleines Stück zum Übersetzen aus dem Deutschen ins Diarium aufgegeben.

Während der Lehrer schon langsam die Bankreihen hinuntergeht, um so einen Blick auf die einzelnen Diarien zu werfen, steht der Schmidt, einer der Alten, zögernd auf.

»Ich habe meine Arbeit nicht hier!«

Der erste Gedanke des Lehrers ist: »Der Junge hat sich um diese kleine Arbeit, die noch dazu in der Klasse tüchtig vorbereitet war, ganz faul herumgedrückt!« Laut aber fragt er: »Na, hast du denn die Kleinigkeit überhaupt gemacht, Schmidt?«

»Ja!«

»Wann?«

»Gestern nachmittag!«

[24] »Wann da?«

»So um 5 'rum!«

»Beweis!« –

Der Junge tut einen Augenblick ganz perplex ob solcher Forderung. Dann aber sieht er seinen Ordinarius frech an und möchte ihn mit seinen Blicken aufspießen. Worüber sich Dr. Fuchs indessen nicht aufregt. Er weiß ja, das ist eben die allbeliebte Waffe eines Jungen, der es so weit hat kommen lassen, und der nun merkt, daß es um Kopf und Kragen gehn soll.

Schließlich bequemt sich Herr Schmidt aber doch zu einer Antwort. »Na, mein Bruder weiß das!«

»Wieso?«

»Der hat noch dabei gelacht!«

»Worüber?«

Ein leises Kichern bricht hier und da hervor. Dem Schmidt jedoch ist es offenbar gar nicht zum Lachen. Er sieht sich vielmehr im Kreise seiner Mitschüler um, als wollte er sagen: »Na, es wird ja immer schöner! Fragt dieser Kerl dämlich!«

»Na, also«, nimmt aber »dieser Kerl« unentwegt und ruhig wieder auf, »worüber hat denn dein Bruder gelacht?«

»Na – na – ich habe – ich war vielleicht etwas laut dabei!«

[25] »Der Schmidt in der Unter-Sekunda, das ist ja wohl dein Bruder!«

»Ja!«

»Primus!« – Dr. Fuchs winkt den Faber zu sich vor. »Geh nach der Unter-Sekunda! Ich lasse höflichst bitten, mir auf einen Augenblick den Schmidt zu schicken!«

Die Freude der andern Jungen über die ganze Geschichte! Immerhin, sie kommt doch noch etwas versteckt und verstohlen heraus, diese Freude. Dr. Fuchs jedoch tut inzwischen, als müßte er durch die Wand hinten durch und durch sehen. Er sagt kein Wort vorläufig, bis sich die Tür wieder öffnet und der Primus mit dem ältern Schmidt erscheint.

An den wendet er sich jetzt. Der Junge ist ein Durchschnittsmensch, nicht besonders gut, doch auch nicht schlecht. Lehrer und Schüler kennen sich übrigens schon. Der Schmidt aus der Sekunda kommt auch gleich auf Dr. Fuchs zu und gibt ihm die Hand.

»Guten Tag, Robert Schmidt! Wie geht's in der Sekunda?«

»Danke, gut!«

»So? Na, wir wollen dich – ach nein! Sehen Sie mal an! Jetzt muß ich ja »Sie« sagen! – Wir wollen Sie also nicht unnütz aufhalten! Was hat Ihr Bruder gestern um 5 Uhr gemacht? Sie haben dabei so lachen müssen!«

[26] »Um 5 Uhr?« – Der Sekundaner ist etwas verlegen; er muß sich besinnen. – »Ja, da hat er mächtig geschimpft!«

»Ich –« will der kleine Schmidt dazwischenkommen.

Dr. Fuchs hat aber im selben Augenblicke die Hand gehoben und dem Jungen so Schweigen auferlegt. Er sieht dem größern Schmidt dabei voll und lächelnd und neugierig ins Gesicht: »So? Was hat er denn da gesagt?«

»Ach, alles Mögliche!«

»Na, Sie können es ruhig sagen! Wir lachen auch mal gerne!«

Der Sekundaner indes sieht doch etwas verlegen vor sich nieder und möchte scheinbar nicht so recht mit der Sprache heraus.

»Na, schnell nur!« drängt Dr. Fuchs. »Wir haben dafür eigentlich keine Zeit! Wir sind übrigens auf das Schlimmste vorbereitet!«

Da sieht der junge Mensch wieder auf: »Na, zum Beispiel: »Wenn ich den Kerl mal auf der Straße treffe, trete ich ihn tot, und –«

Die Klasse bricht a tempo in ein schallendes Gelächter aus, in das Dr. Fuchs unwillkürlich mit einstimmen muß.

»Ja«, setzt er schnell dazu, »der Größte bin ich freilich nicht, aber tottreten lasse ich mich auch noch nicht!« – Die Klasse möchte sich vor Jubel jetzt geradezu umbringen. – »Wissen Sie, [27] Robert Schmidt, da meint Ihr Bruder nämlich *ich* damit!«

Eine neue Lachsalve donnert los.

Na, endlich beruhigen sich die Jungen aber doch wieder, und Dr. Fuchs fragt den ältern Schmidt, der selber etwas verschämt mitlachen mußte, weiter: »Wissen Sie, was Ihr Bruder dabei für eine Arbeit gemacht hat?«

»Ich glaube, er hat ein Stück aus dem Plötz übersetzt.«

»Gut! Ich freue mich, daß Sie mir das sagen können. Also hat Ihr Bruder wirklich seine Aufgabe gemacht! Ich danke Ihnen! Sie haben Ihrem Bruder damit wirklich einen Dienst erwiesen!« – Dazu drückt der Lehrer dem Jungen freund-

schaftlich die Hand. – »Nun können Sie wieder gehen! Ordonnanz! Mit bestem Dank zurück!«

Der Wilhelm Faber zieht so mit dem Schmidt wieder los; Dr. Fuchs aber wendet sich an seinen Delinquenten.

»Gearbeitet hast du also, Schmidt! Hattest du vielleicht dein Diarium heute vormittag hier?«

»Ja, freilich!«

Dr. Fuchs spricht jetzt zur ganzen Klasse. »Hat einer Schmidts Diarium heute früh gesehen?«

»Ich!« – Seifert, einer der Neuen, der bald in der Klasse warm geworden ist, steht auf.

[28] »Ja, kannst du mir da was Genaueres sagen?«

Der Junge ist ehrlich und antwortet lächelnd: »Ich wollte die Arbeit abschreiben!«

»Na, hast du es denn nicht getan?«

»Nein! Inzwischen hatte schon ein anderer das Heft!«

»So, so!« sagt Dr. Fuchs ruhig. Aber er hat auf einmal das Gefühl, daß er mit dieser scheinbar so netten Klasse doch auch tüchtig zu tun kriegen werde. Das Wort, das ihm schon einmal bei einer andern Gelegenheit durch den Kopf gegangen ist, das fällt ihm jetzt wieder ein. »Die Wildlingsklasse!« denkt er; laut aber und in bestimmtem Ton fügt er hinzu: »Dann hat der andre das Heft eben mit nach Hause genommen und nicht wieder mitgebracht! Wer war denn das nun?«

Keiner meldet sich.

»Na aber, Jungen! Ehrlich sein!«

Immer noch meldet sich keiner. Eine kleine Ewigkeit scheint zu verstreichen; unheimlich still wird's in der Klasse.

»Jungen!« sagt Dr. Fuchs noch einmal eindringlich. Er nestelt dabei seine Uhr los und legt sie vor sich auf das Klassenbuch. »Ich warte jetzt noch eine Minute! Eine geschlagene Minute! Meldet sich der Betreffende nicht in dieser Zeit, so werde ich den Schmidt weiterfragen. Der ist in die-

sem Falle kein Angeber [29] mehr; es ist sogar dann seine Pflicht, alles zu sagen, was er weiß!«

Dr. Fuchs sieht auf seine Uhr hinunter.

»Jetzt!«

Die Minute hat angefangen; sie vergeht; die Klasse hält den Atem an, aber – es meldet sich keiner.

Das Gesicht des Lehrers ist ganz ernst geworden. »Sechzig!« sagt er soeben und läßt die Uhr in die Westentasche gleiten. Dann wendet er sich wieder an Schmidt. »Nun also, Schmidt! Wer hat dein Diarium gehabt?«

Schmidt bleibt fest. »Ich weiß es nicht!« behauptet er mürrisch. »Es wird dann wohl einer aus meiner Mappe genommen und nicht wieder hineingesteckt haben!«

Dr. Fuchs überlegt schnell. Wäre dem so, dann hätte – nach seiner Überzeugung und Erfahrung – der Schmidt sich gleich zu Anfang sehr empört gemeldet, Skandal geschlagen und entrüstet ausgerufen: »Heute vormittag habe ich aber mein Diarium noch in der Mappe gehabt, und jetzt ist es weg! Das muß mir jemand herausgenommen haben!« – So wenigstens etwa ist die Formel bei solchen Vorkommnissen! Nein, Schmidt weiß sicherlich, wer das Diarium zuerst oder auch zuletzt gehabt hat; er sagt es bloß nicht. Aus falschem Ehrgefühl!

»Schmidt, dann geht's nicht anders! Dein [30] Bruder hat dich zwar vor dem Verdachte der Faulheit durch seine Aussage gerettet und dich so vor schlimmer Strafe bewahrt. Du kannst aber die aufgegebenbe Arbeit nicht zeigen, oder du willst den Grund für das Fehlen deines Diariums nicht angeben, das ist gleich! Du bekommst also hiermit einen Tadel!« –

Dr. Fuchs hält einen Augenblick inne; dann fährt er ganz erleichtert und mit schalkhaft-heitrer Stimme und Miene fort: »Dafür aber, Schmidt, daß du auf mich geschimpft hast und mich sogar trittreten wolltest, dafür bekommst du – nichts! Ich gestatte sogar jedem von euch, Jungs«, – er wendet sich damit zur ganzen Klasse – »über seinen Ordinarius zu

schimpfen, soviel es ihm beliebt. An dem rutscht das ab, wie das Wasser an der Entle!«
Die ganze Bande lacht jetzt wieder lustig los; es kommt dem Lehrer aber doch vor, als wenn sich einige dabei etwas genieren. — — —

[...]

FRITZ PISTORIUS

*Die Kriegsprima und andere Geschichten
vom Doktor Fuchs.*

1915

[18]

Et jeh los! Et jeh los!

[...] Cranz stapft jetzt in aller Hast dem elterlichen Hause zu. Auf sein Sturmläuten öffnet sich ihm die Tür lange nicht schnell genug. Plötzlich steht die Mutter vor ihm. »Na, Junge, wo bleibst du denn nur den ganzen Nachmittag und Abend?«
»Mama! Mobil! Es geht los!« — Noch ganz atemlos. — »Ich mache das Notexamen! Dazu muß ich aber jedenfalls erst eure Erlaubnis haben, als Kriegsfreiwilliger mitzugehen. Es gehen alle mit!«
Die Mutter sieht still vor sich nieder und seufzt dann nur; der Junge aber schmettert für die andern, die jetzt herbeistürzen, in die Wohnung hinein: »Mobiil! Et jeh los! Et jeh los!«

[19] *Die Kriegsprima an der Schwelle des Notexamens.*

»'n Morjen!« — Der kleine, dicke Cranz in einem unendlich weiten Drilchanzug, mit seinem frischen, roten Gesicht und seinen leuchtenden, lachenden Augen darin hat mit einem Ruck die Tür aufgerissen, tritt aber jetzt langsam nur und majestätisch in die Klasse herein. Es ist die Quarta, die neben dem Zimmer des Direktors liegt, und die der Schuldner für die Notabiturienten aufgeschlossen hat. — »'n Morjennn, — die — Herrn!«

»Ach!« — »Nanu!« — »Mensch! Cranz!« — »Nanu?«

»Ja, seht ihr?« — Cranz hat sich breitbeinig hingestellt und lächelt den andern freudig zu. — »Seht ihr? So sind wir!«

»Schon Soldat? Seit wann denn?«

»Ja! Forsch! Was? Seit jestern vormittag 5 Uhr 30 Minuten 42 Sekunden!«

[20] Da lachen alle. »Aber dann hättest du doch zu heute die beste Kluft anziehen sollen! Zum Examen!«

»Jawoll! Hat sich was, beste Kluft! Det 's meine beste! 'ne andere habe ick noch nicht zu sehen gekrieget! Sieht aber doch schneidig aus, solch Drilchanzug! Was? Benedet mich! Hm?« —

Auf den Gesichtern der andern Notabiturienten liegt wirklich so etwas wie ein leiser Neid. Sie treten jetzt alle um Cranz herum; der eine faßt seinen Drilhärmel an; der andere bewundert den kleinen, dicken Kerl von vorn; der dritte von hinten; die übrigen von den Seiten, von überall her.

»Na, Platz genug hast du drin, Cränzken!«
»Ach, tut nischt! Hübsch luftig! Kann man brauchen, du, beim Militär!«

Da hatte der eine der Kameraden wieder den Ärmel gefaßt.
»Aber dreckig bist du, Mensch! So willst du das Examen machen?«

»Will ick nich bloß, mach' ick ooch! Jetzt kommen wir alle durch! Alle elve durch die Bank! Und keene schriftlichen

Arbeiten! Jungen, Jungen, Jungen! Davor hatte ick doch 'nen heiligen Bammel!

[. . .]

[25] Die andern aber sind still geworden: das Examen liegt doch noch vor ihnen und ist jetzt drohend nahe. »Wenn wir aber nicht bestehen?« meint Brandt, und ein anderer läßt sich halblaut hören: »Ihr könnt mich totschiagen, ich habe von Mathematik keinen blassen Schimmer mehr!« Cranz ist obenauf. »Schimmer oder nicht, wir *müssen* ja alle durchkommen! Wäre mir übrjens jetzt auch ganz Wurscht und Piepel!«

»Ach, wir bestehen es alle!« sagt der *Primus omnium*, der Menzel, der mit der Brille. »Das wäre ja noch schöner! Wo wir doch dem Vaterlande dienen wollen!«

[26] »Na ja!« – Der große Bühler fühlt natürlicher. – »Selbstverständlich, dem Vaterlande dienen! Aber zu allererst müssen wir doch Soldat sein und die Uniform anziehen! Die andere Geschichte kommt nachher! Wer weiß überhaupt, ob wir noch zeitig genug rauskommen!« Auf dem Gesichte der andern liegt's auf einmal wie Enttäuschung. »Wie lange dauert denn die Ausbildung?«

»Mein Alter sagt, mindestens acht Wochen!« Da schweigen alle und lassen die Ohren hängen. Acht Wochen, das ist für die schnellebige Jugend, die sowieso die Zeit nie erwarten kann, natürlich eine Ewigkeit! Acht ganze Wochen? In aller Augen liegt die Besorgnis, daß dann die »Sache« schon aus sein könnte.

[. . .]

[27] O Deutschland! Du liebes, deutsches Vaterland! Wie stehst du strahlend da in deiner Jugend! Die sich zu Hunderttausenden herandrängt, um sich dir zu weihen auf Leben und Tod! Wie bist du stark in deiner Jungmannschaft, deren einer hier – und alle wie einer! – vor heiliger und freudiger Rührung, nun Soldat zu sein, nichts sagen kann! Der den Kameraden nur den Schein hinhält, den Schein, ein Stückchen Papier nur, aber ein Stückchen Papier, das ihm

das Recht gibt, für dich zu leiden, für dich zu kämpfen und zu bluten und sogar für dich zu sterben! – Es ist so still in dieser Quarta. Wie in einem Heiligtum, regungslos und in frommer Scheu stehen die jugendlichen Gestalten da.

Da dringt plötzlich durch die geöffneten Fenster der Klang gewichtigen Gleichschrittes marschierender Soldaten, und das bringt wieder Leben und Bewegung [28] in die elf. Sie horchen auf und wenden das immer noch ernst dreinblickende Gesicht nach dem Fenster hinüber. Das Volk in Waffen ist erwacht; auch hier in der äußersten Ecke der Schule. Nur noch über *eine* Schranke müssen sie weg, diese elf Oberprimaner, und schon drei oder vier Tage liegt ihnen das Wort Notexamen im Ohr und –

»Na, hören Sie denn nicht? So kommen Sie doch!« – Dr. Fuchs steht in der Tür. – »Sie haben doch nicht etwa Sorge vor dem Examen?«

Die jungen Leute sind durch die Bank etwas zusammengescreckt. Doch! Vor dem Examen hat jeder regelrecht geratene Junge seine Sorge; denn für jedweden, der nicht weniger als zwölf Jahre lang gerade für dieses Examen auf der Schulbank sitzen mußte, ist das Wort Abiturientenexamen ein Schreck- und Bannwort. Aber jetzt ist ihnen dieses Examen doch wirklich nicht mehr so unerreichbar, wie es ihnen vor dem 1. August erschien, und *durch* müssen sie, und *durch* kommen sie auch! Also frisch vorwärts! Cranz, der erste Kriegsfreiwillige, der durfte sich doch als Soldat auf keinen Fall lumpen lassen. Er eröffnet den Reigen und geht schon auf die Tür zu, er, als Kleinsten. Und drin sind sie jetzt in dem gefürchteten Direktorenzimmer und treten etwas zaghaft hinter elf Stühle hin, die da in einer langen, langen Reihe aufgestellt sind.

[29] Ein Gebet des Direktors.

»Setzen Sie sich!« – – –

So geht es los, und es geht leichter, als es sich jeder gedacht hat. Nach knappen drei Stunden schon sind die elf Abiturienten *mulí*, oder nein, jetzt im Kriege sind sie es

nicht! denn schon am andern Morgen tragen sie alle wie Cranz den Drilchanzug und sind stolz darauf, Gemeine des Königin Augusta Garde-Grenadier-Regiments Nr. 4 zu heißen. —

[...]

[203]

Gefallen und für uns gestorben.

Frisch von der Schulbank weg in die Kaserne! Achtunddreißig von unsern Jungen vom gerade vollendeten siebzehnten bis zum zwanzigsten Lebensjahre waren so von uns gegangen, hingerissen von der allgemeinen, sinnberückenden Begeisterung und das Herz geschwellt von der Hoffnung, unsagbar Herrliches zu erleben, mitraten und mittaten zu dürfen und mitkämpfen zu können für Kaiser und Reich. An Leiden und Sterben aber? Ach, daran dachte es nicht, das junge Blut! Es dachte nur an Ringen und Vorwärtsstürmen, und es glaubte felsenfest an den Sieg. —

Die meisten dieser achtunddreißig waren bei den Augustanern eingetreten und hatten sich nach einer achtwöchigen Ausbildungszeit beinahe alle im dritten Bataillon des neuerrichteten, Berliner Regiments 202 wieder zusammengefunden. —

Wie hatten sie da bei ihrem letzten Besuche auf [204] dem alten Flur in der Penne vor dem Direktor und vor einigen ihrer ehemaligen Lehrer gestanden! Hochaufgereckt, mit jubelnden Augen und stolz auf ihre neue, schmucke, feldgraue Uniform!

[...]

[205] Dann also waren alle unsere Feldgrauen fortgewesen, erst nach Döberitz, dann nach Brüssel, endlich nach — ? Man hörte so manches und konnte doch, streng genommen, rein gar nichts erfahren. Es war geradezu, als wenn das Regiment 202, unser neues, Berliner Regiment, untergetaucht oder gar verschwunden wäre, und ängstlich richteten sich

die Gedanken von Lehrern und Schülern nach allen Seiten hin. Wo konnte man von unseren lieben, feldgrauen Jungen wieder etwas hören oder sehen? Daß verschiedene Gerüchte umliefen, das vermehrte nur die Spannung und Unruhe. Die Regimenter 202 und 206 sollten Gewaltmärsche gemacht haben, nach der äußersten Südwestecke von Belgien hinaus, wo die Engländer hätten durchbrechen wollen. Der eine Tertianer erzählte, sein Bruder wäre beim [206] zweiten Bataillon des 202. Regiments und hätte gleich am ersten Tage vierzig Kilometer marschieren müssen; am zweiten Tage noch mehr, und jetzt läge er, nur mit Mühe belgischem Meuchelmord entkommen, in einem Lazarett da draußen!

»Wo da draußen?« hatte Dr. Fuchs hastig gefragt.

»Das wissen wir auch nicht! Die Adresse hat er nicht mit-schreiben dürfen. Da draußen!« —

Ja, da draußen waren sie! Vielleicht schon in Not und Kampf? — — — — —

Am andern Morgen fand Dr. Fuchs in seinem Fache im Konferenzzimmer eine Feldpostkarte vor, die, in ein nach Deutschland zurückfahrendes Auto geworfen, überraschend schnell hergekommen war. Nur wenige Worte von Menzels Hand standen darauf; aber sie machten dem Lehrer das Herz bleischwer und die Augen feucht. »Der kleine Cranz«, so war auf die Karte flüchtig hingekritzelt, »war heute morgen im Schützengraben zu unvorsichtig. Er kriegte einen Schuß durch den Kopf. Wir haben unsern lieben Freund und Kameraden jetzt bei einbrechender Nacht soeben der Erde übergeben. Neben der Kirche im Dorfe hinter uns. Wir haben alle geweint!« —

Was denn? Cranz? Dieses sprühende Leben? Er war der erste Kriegsfreiwillige der Schule gewesen; er sollte den andern auch in den Tod vor-[207]angegangen sein? Und schon in der Erde liegen? Und so fern von der Heimat? — Dr. Fuchs ging mit der Karte sofort zum Direktor; der war ebenso erschrocken wie er. Hier hatte der Tod nahegegrif-

fen! Das also war der Krieg! Schonend wollte der Direktor die Eltern vorbereiten. –

Dann folgte wirklich das Ringen bei und um Dixmuiden. Die alten Schüler schrieben treu, so weit sie noch am Leben waren. Mit dem Liede »Ein' feste Burg ist unser Gott!« hatten sie angesetzt; des teuren, lieben Vaterlandes gedenkend waren sie – *morituri te salutant* – mit »Deutschland, Deutschland über alles!« in den Tod gegangen. Mehrere sollten gefallen sein; unter ihnen von den Notabiturienten: Menzel und Piehl und Hertler; auch zwei Obersekundaner, ein Untersekundaner und der Obertertianer, der einzige, der aus seiner Klasse mitwar.

Auch Hertler also? Das einzige Kind seiner Eltern! Die arme Mutter!

[...]

[208] Nach und nach sickerte von den Jungen in den andern Klassen her, durch Einzelberichte, durch die überlebenden Kriegsfreiwilligen mehr heran: von tollkühnem Draufgehen, von heldenhaftem Sterben. Sieben waren wirklich gefallen; neun andere verwundet; vier vermißt. Ein *dies ater* war es für das Regiment, für die Familien, für die Schule.

Es lag wie eine überschwere Last auf allen; nur die Unterklassen spielten noch sorglos und unbefangen, wie auch sonst, auf dem Hofe herum. –

Tief kam der Schmerz dem Direktor aus dem Herzen, als er in der Sonnabendandacht den versammelten Schülern Heldentat und Heldentod ihrer alten Mitschüler mit trauerumflorter Stimme verkündete.

[...]

[209] Manchem dieser jungen Menschen hier auf den Bänken der Aula war der Tod schon nahegetreten; nie aber mit einer so grausam reichen Ernte unter blühender, befreundeter Jugend. Dort drüben, der lange Rother aus der Unterprima, dem der Vater damals nicht die Erlaubnis gegeben hatte, sich freiwillig mit den nun Gefallenen zu melden, und der immer herumgelaufen war, als schämte er sich, noch dazu-

sein, der griff jetzt nach der Hand seines Nachbars und drückte sie, daß der hätte aufschreien mögen, und wie irr streifte Piehls, des Unterprimaners, des jüngeren Bruders des gefallenen Abiturienten feuchter, tränenumflorter Blick über den Direktor hin zur Decke hinauf und dann schwer zum Boden hinab. Das Gesicht zuckte vor verhaltenem Schmerz, und die Hände umklammerten zitternd das Gesangbuch.

War's die tiefwahre und innerlichste Ergriffenheit des Direktors? War es die stumme Verzweiflung der zurückgebliebenen Brüder, die still nach Fassung rangen? Waren es die Bilder der von uns Gegangenen, die uns jetzt gleichsam um-[210]schwebten? War es das eine oder das andere oder alles zusammen? Es wurde trotz der sechshundert Jungen hier einen Augenblick so totenstill in der hohen Aula, daß jeder die leisen Schwingen des Todes zu hören oder zu fühlen glaubte.